

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Harold Robbins
Die Wilden
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Vorspiel

Mrs. Cozzolina probierte die Suppe – eine kräftige, sämige Tomatensuppe, gerade mit der richtigen Prise Knoblauch. Sie schmatzte – die Suppe war gut. Mit einem erleichterten Seufzer ging sie an den Tisch zurück, um Ravioli mit gehacktem Hühnerfleisch zu füllen. Es war ein langer und heißer Junitag gewesen, aber jetzt lag Regen in der Luft. Der Himmel hatte sich verdunkelt, und Mrs. Cozzolina knipste das Licht an.

»Diese Amerikanerinnen«, dachte sie, während ihre dicken Finger geschickt den Teig formten und der Schweiß ihre Stirn und Oberlippe feuchtete, gerade da, wo der Anflug eines Schnurrbarts sichtbar war. »Planen ihre Babys so, daß sie nicht im Sommer schwanger sind. Wo gibt's denn so was? Meine Güte, in der alten Heimat« – lächelnd dachte sie an ihre Jugend – »bekam man sie einfach. Damals wurden Kinder nicht geplant.« Sie hatte ein gewisses Recht, die Amerikanerinnen für verrückt zu halten, denn sie war Hebamme, und ihr Geschäft war den ganzen Sommer hindurch schlecht gegangen. Dabei hatte sie sieben eigene Kinder zu ernähren, seit ihr Mann gestorben war.

Irgendwo in der Dunkelheit des Hauses läutete die Türglocke. Mrs. Cozzolina hob horchend den Kopf und überlegte, wer das sein könnte. Keine ihrer Kundinnen war vor dem nächsten Monat fällig. »Maria«, rief sie mit ihrer kräftigen Stimme, die durch die dunklen Korridore hallte, »geh an die Tür und sieh nach, wer da ist!«

Keine Antwort. Wieder läutete die Türglocke, diesmal in einem schrillen, befehlenden Ton. Zögernd wischte sich Mrs. Cozzolina die Hände an der Schürze ab und ging durch den langen, engen Korridor zur Haustür. Durch die bunte Scheibe sah sie einen dunklen Schatten.

Auf der Schwelle stand ein junges Mädchen, einen kleinen Koffer neben sich. Ihr Gesicht war dünn, und ihre Augen leuchteten angstvoll aus der Dunkelheit. Sie war offensichtlich schwanger, und zwar, wie Mrs. Cozzolina mit erfahrenerm Blick feststellte, im letzten Monat. »Sind Sie die Hebamme?« Die Stimme klang weich und verängstigt.

»Ja, Madam«, sagte Mrs. Cozzolina, die genau wußte, wann sie eine Dame vor sich hatte.

»Entschuldigen Sie die Störung, aber ich bin fremd in New York, und ich –« Ein Zittern durchlief ihren Körper. »Es ist soweit«, sagte sie, »und ich weiß nicht, wo ich bleiben soll.«

Mrs. Cozzolina schwieg eine Weile. Wenn sie das Mädchen aufnahm, so hieß es, daß Maria ihr Zimmer hergeben mußte, und Maria würde das nicht passen. Sie schlief nicht gern bei ihren Schwestern. Und vielleicht hatte das Mädchen kein Geld; vielleicht war sie auch gar nicht verheiratet. Automatisch fiel ihr Blick auf die Hand des Mädchens: ein kleiner Goldreif steckte an einem Finger.

»Ich – ich habe etwas Geld«, stammelte das Mädchen. Sie hatte Mrs. Cozzolinas Gedanken erraten.

»Aber ich habe kein Zimmer«, sagte Mrs. Cozzolina.

»Sie haben sicher Platz«, beharrte das Mädchen. »Ich habe keine Zeit mehr, woanders hinzugehen, und Sie sind doch Hebamme.«

Mrs. Cozzolina gab nach. Maria mußte eben bei ihren Schwestern schlafen, ob es ihr paßte oder nicht. »Kommen Sie rein«, sagte sie und nahm den Koffer.

Das Mädchen folgte Mrs. Cozzolina durch den dunklen Korridor und dann eine Treppe hinauf zu Marias Zimmer.

»Legen Sie Ihr Jackett ab«, sagte Mrs. Cozzolina, »und machen Sie es sich bequem.« Sie half dem Mädchen beim Ausziehen und sorgte dafür, daß sie sich hinlegte.

»Wann haben die Wehen eingesetzt?« fragte sie.

»Ungefähr vor einer Stunde. Ich wußte, ich konnte nicht weiter, ich mußte einfach irgendwo bleiben.«

Mrs. Cozzolina untersuchte sie.

Das Mädchen hatte ein wenig Angst.

Dies hier war so anders, als sie es sich gedacht hatte. Sie hatte sich immer vorgestellt, George sei ganz in der Nähe, irgendwo im Hintergrund. Er würde sie trösten und ihr sagen, daß alles gutgehen würde.

Sie war zierlich – sehr eng gebaut. Es würde schwer für sie werden. Das Becken war zu eng, so daß das Baby nicht leicht kommen würde. Immerhin würde es noch sechs oder sieben Stunden dauern, und vielleicht würde sich alles doch mehr dehnen, als zu erwarten war. Das war immer etwas Wunderbares: zu sehen, wie ein Mädchen sich in eine Frau verwandelte, die fähig war, ein Kind zur Welt zu bringen. Aber hier schien es schwierig zu werden. Mrs. Cozzolina hatte das Gefühl, aber ihr Gesicht verriet keinen ihrer Gedanken. »Sie müssen sich noch etwas gedulden«, sagte sie lächelnd. »Aber machen Sie sich keine Sorgen. Es wird schon alles gutgehen. Ich weiß, wie es ist, ich habe selbst sieben Kinder.«

Das Mädchen lächelte ängstlich zurück. »Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen sehr.«

»Versuchen Sie jetzt etwas zu schlafen«, sagte Mrs. Cozzolina und ging zur Tür. »Ich komme in einigen Stunden wieder, um zu sehen, wie Sie sich fühlen.«

Das Mädchen hatte die Augen geschlossen und versuchte zu schlafen, aber es gelang ihr nicht. Gedanken huschten durch ihren Kopf wie ferne Bilder, die man vom Zugfenster aus sah – ihr Elternhaus und George. Dorthin gingen sie immer wieder zurück: zu ihrem Elternhaus und zu George. »Was mögen sie jetzt von mir denken? Und George, wo kann er sein?« Sie hatten sich verabredet an jenem Tage. So lange lag das nun schon zurück. Es hatte geregnet damals. Fröstelnd hatte sie zwei Stunden im Restaurant an der Ecke gewartet, ehe sie wieder nach Hause ging. Am nächsten Morgen hatte sie sein Büro angerufen. Man sagte ihr, daß er am Abend vorher um die übliche Zeit fortgegangen sei, daß er aber bis jetzt noch nicht wiedergekommen wäre. Und dann blieb er ver-

schwunden. Sie hatte nie wieder etwas von ihm gesehen oder gehört. Und das war es, was sie nicht verstand. Er war nicht der Mann, der sich einfach davonmachte. Es mußte ihm irgend etwas zugestoßen sein.

Erst als es schon dunkel war, betrat Mrs. Cozzolina wieder das Zimmer des Mädchens. »Wie fühlen Sie sich?« fragte sie.

»Ganz leidlich«, sagte das Mädchen.

»Wie oft kommen die Wehen?« fragte Mrs. Cozzolina und beugte sich über das Mädchen, um sie erneut zu untersuchen.

»Ungefähr alle halbe Stunde.«

»Das ist gut«, sagte Mrs. Cozzolina und richtete sich auf. Aber das war es ganz und gar nicht – es war keinerlei Erweiterung eingetreten. Sie ging nach unten und befahl ihren Töchtern, heißes Wasser und saubere Tücher bereitzuhalten.

Um Mitternacht entlud sich ein schweres Gewitter über der Stadt. Und um Mitternacht begann das Baby zu kommen. Das Mädchen lag sehr ruhig da, die Lippen fest zusammengepreßt, und gab keinen Laut von sich. Ihre angsterfüllten Augen lagen in ihrem bleichen Gesicht wie zwei große schwarze Seen.

Gegen zwei Uhr morgens schickte Mrs. Cozzolina ihren ältesten Sohn, um Doktor Buonaventa, der an der nächsten Straßenecke wohnte, zu holen. Und es würde auch nichts schaden, fügte sie hinzu, wenn er auf dem Rückweg den Priester mitbrächte.

Mrs. Cozzolina sah zu, wie der Doktor in fliegender Hast einen Kaiserschnitt vornahm und das blaue, zappelnde Kind zutage förderte. Mit ein paar kräftigen Klapsen brachte sie Leben in das kleine Geschöpf, das mit zornigem Aufschrei gegen das Verlassen seines warmen, behaglichen Schlupfwinkels protestierte. Sie sah, wie der Doktor sich verzweifelnde Mühe gab, das Leben des Mädchens zu retten. Und sie wußte, daß er den Kampf verloren hatte, als er dem Priester Platz machte. Während der Priester sich über das Mädchen beugte,

kniete sie neben dem Bett nieder und betete. Sie betete, weil das Mädchen so jung und so tapfer war. Und weil Mrs. Cozzolina ihren eigenen Mann verloren hatte.

Das Mädchen blickte sie angstvoll fragend an. Da hielt Mrs. Cozzolina ihr das schreiende Baby entgegen und legte es neben sie auf das Bett. Die junge Frau sah es an und legte ihre Wange an das kleine Köpfchen. Dann schloß sie langsam die Augen.

Mrs. Cozzolina erinnerte sich plötzlich daran, daß sie den Namen des Mädchens nicht wußte. Sie beugte sich über sie. »Ihr Name?« fragte sie, und aus ihrer Stimme sprach die Angst, daß das Kind vielleicht ohne Namen durchs Leben gehen müsse.

Das Mädchen öffnete die Augen. Ihr Blick schien aus weiter Ferne zurückzukehren. »Frances Cain«, hauchte sie, und ihre Stimme drang kaum an das Ohr von Mrs. Cozzolina. Ihre Augen schlossen sich, öffneten sich plötzlich wieder und waren leer. Ihr Kinn sank schlaff auf das Kissen.

Mrs. Cozzolina nahm das Kind an sich und stand auf. Sie sah, wie der Doktor das Mädchen mit dem Leintuch zudeckte. Dann nahm er ein Papier aus seiner Tasche. Auf italienisch sagte er: »Nun wollen wir den Geburtsschein ausfüllen, nicht wahr?«

Mrs. Cozzolina nickte. Zuerst kamen die Lebenden.

»Auf welchen Namen?

»Francis Kane«, sagte Mrs. Cozzolina.

Erster Teil

1

Solange ich zurückdenken konnte, hatte ich im Waisenhaus gelebt. Es war kein so schlechtes Leben, wie die meisten Menschen glauben. Ich bekam gut zu essen, war anständig angezogen und hatte einen ordentlichen Unterricht. Und wenn ich nicht meinen Anteil an Nestwärme mitbekam, so regte mich das nicht weiter auf. Ich besaß dafür eine gewisse Portion Selbstgenügsamkeit und Unabhängigkeit, die andere gewöhnlich erst bekommen, wenn sie bedeutend älter sind.

Ich hatte mir von früh auf die eine oder andere Gelegenheitsarbeit verschafft und oft anderen Kindern in der Schule, die angeblich besser dran waren als ich, kleine Geldbeträge geliehen. Ich wußte, an welchem Tag jeder sein Taschengeld bekam, und wehe, wenn sie mir das Geld nicht zurückzahlten! Vor etwa zwei Wochen hatte ich Peter Sanpero zwanzig Cents geliehen. In der nächsten Woche war er entwischt, ehe ich ihn schnappen konnte, und als ich ihn später traf, war er pleite, aber in dieser Woche wollte ich mir meinen Zaster sichern.

Am Nachmittag sprach ich ihn nach der Schule an, als er mit einigen seiner Kumpane über den Hof schlenderte.

»He, Pete!« rief ich. »Wie steht's mit meinen zwanzig Cents?«

Peter spielte sich gern auf und war mit allen Hunden gehetzt. Er war etwas kleiner als ich, aber breiter und schwerer. »Was ist damit?« fragte er.

»Ich will sie zurückhaben«, sagte ich. »Ich habe die die Moneten geliehen, aber nicht geschenkt.«

»Zum Teufel mir dir und deinen zwanzig Cents!« näselte er. Dann wandte er sich an seine Gefährten. »Das ist das Üble mit diesen Bastarden aus dem Waisenhaus: Wir be-

zahlen ihren Unterricht und stiften für ihren Unterhalt, und sie tun so, als ob ihnen das alles gehörte. Du wirst das Geld bekommen, wenn es mir Spaß macht.«

Das reichte mir. Es machte mir nichts aus, Bastard genannt zu werden. Das war mir oft genug passiert und berührte mich nicht weiter. Aber niemand durfte mich betrügen und ungestraft davonkommen.

Ich stürzte mich auf meinen Widersacher. Der trat zur Seite und gab mir einen Kinnhaken. Ich sackte zu Boden.

»Du lausiger Itaker!« schrie ich. Er warf sich auf mich und trommelte mir mit den Fäusten ins Gesicht. Da zog ich mein Knie an und trat ihn zwischen die Beine. Er wurde blaß und rollte von mir ab. Er stöhnte, aber aus seiner Kehle kam nur ein dünnes Quieken.

Ich stand auf und beugte mich über ihn. Aus meiner Nase floß Blut auf seinen Anzug. Ich griff in seine Tasche und holte mir eine Handvoll Kleingeld heraus. Sorgfältig zählte ich zwanzig Cents ab. Ich zeigte sie seinen Freunden. »Hier«, sagte ich, »meine zwanzig Cents – das ist alles, was ich wollte. Und nun versucht bloß nicht, irgendwelchen Ärger zu machen. Sonst passiert euch dasselbe.«

Ich ging zu Jimmy Keoughs Billardhalle. Jimmy Keough, für den ich nach der Schule arbeitete, saß mit einem grünen Schirm über den Augen hinter dem Zigarrenstand.

»Was ist denn mit dir passiert, mein Junge?«

»Nichts Besonderes, Mr. Keough«, sagte ich. »Irgend so ein Bursche glaubte, er könnte mich beschummeln. Aber da hatte er sich geirrt.«

»Gut gemacht, Frankie«, sagte Mr. Keough. »Laß dich nie von jemandem behumpfen. Sobald du dir so was gefallen läßt, bist du erledigt. Geh jetzt nach hinten, wasch ab und feg das Lokal aus.« Als ich weiterging, hörte ich, wie er zu einem der Männer sagte: »Der Junge bringt es eines Tages noch zu was. Er ist erst dreizehn, aber er kann meine Wettgewinne besser austüfteln als ich selber.«

Die Nachmittage bei Keough waren für mich der Höhe-

punkt des Tages. Als erstes fegte ich den Raum aus, in dem acht Billardtische standen. Dann bürstete ich ganz vorsichtig die Tische ab, um den Filzbelag nicht zu verderben, und dann staubte ich den Holzrahmen der Tische ab. Als nächstes waren Sodawasser und Bier kaltzustellen. Da Prohibition herrschte, wurde das Bier unten im Keller aufbewahrt. Jedesmal, wenn jemand ein Bier oder einen Whisky wollte, wandte er sich an Jimmy Keough, und wenn Jimmy Keough zu beschäftigt war, schickte er mich nach unten, um das Verlangte zu holen.

Gegen vier Uhr begann das Telefon zu läuten, und die Rennergebnisse liefen ein. Ich schrieb sie auf eine Tafel, die hinten im Raum in einem versteckten Winkel hing. Außerdem legte ich die Billardkugeln auf ein Gestell und machte Besorgungen für die Spieler. Auch meinen Schuhputzkasten hatte ich bei Keough, und wenn sich jemand die Schuhe putzen lassen wollte, war ich sofort zur Stelle.

Für meine Arbeit bekam ich drei Dollar die Woche und was sonst noch für mich abfiel. Alles in allem kam ich meist mit sechs bis acht Dollar die Woche nach Hause. Um halb sieben gab mir Mr. Keough dann alle seine Zettel, auf denen die Tageswetten notiert waren, und ich mußte sie für ihn ausrechnen. Um sieben Uhr war meine Arbeit beendet, und ich ging zum Abendessen ins Waisenhaus zurück. Nach dem Essen ging ich noch ein paar Stunden nach draußen, denn abends durfte ich den Billardsaal nicht betreten. Mr. Keough hatte es mir streng verboten. Warum, wußte ich nicht.

2

An einem solchen Tag lernte ich Silk Finnelli kennen. Silk Finnelli war der große Mann in unserer Gegend. Er hatte alles unter sich: Alkoholschmuggel, Spielhöllen und Lotterien. Er war der angesehenste und gefürchtet-

ste Mann in diesem Bezirk. Ich sah ihn hin und wieder, wenn er geschäftlich bei Keough vorsprach. Er war stets von einer Leibwache umgeben. Fennelli war zäh, hart und gerissen. Er fürchtete sich vor nichts und niemandem. Er war mein Held.

Wenn ich bei Keough früh fertig war, nahm ich manchmal meinen Schuhputzkasten und zog eine Weile durch die Gegend, um etwas Extrageld zu verdienen. An diesem Nachmittag ging ich in die Flüsterkneipe an der Ecke vom Broadway und der 65. Straße.

Ich ging von einem Gast zum anderen: »Schuhputzen gefällig, Mister?«

Der fette Barmixer, dessen Glatze mit Schweißperlen bedeckt war, raunzte mich an. »Los! Mach, daß du rauskommst! Zum Teufel noch mal, wie oft muß ich euch Lümmels noch sagen, daß ihr die Gäste nicht belästigen sollt? Raus mit dir, ehe ich dir in den Hintern trete!«

Auf dem Weg zur Tür stellte mir irgend so ein Bursche an der Theke ein Bein. Ich stolperte und stürzte, wobei mir der Schuhputzkasten von der Schulter fiel. Die Flaschen mit flüssiger Schuhcreme zerbrachen, und ich lag ganz verwirrt da, während die Creme nach allen Richtungen über die sauberen Fliesen floß.

Plötzlich wurde ich von einer fetten Pranke hochgerissen. Es war der Barmixer. Er platzte beinah vor Wut.

»Los! Nix wie raus, bevor ich . . .« Er war so in Rage, daß er stotterte, als er mich hinauszertrte. Ich war schon fast an der Tür, als ich wieder zu mir kam. Ich riß mich von seiner Pranke los. »Geben Sie mir meinen Schuhputzkasten«, schrie ich. »Ich will meinen Schuhputzkasten.«

»Marsch, raus! Ich werd's dir schon beibringen, daß du hier nie wieder erscheinst. Los, hau ab!«

»Ich geh nicht ohne meinen Schuhputzkasten«, rief ich. Dann schoß ich um ihn herum, rannte in die Kneipe zurück und begann in aller Hast Bürsten, Lappen und Flaschen wieder in den Kasten zu stopfen.

Der Barmixer schnappte mich gerade, als ich aufstehen wollte. Er haute mir eine runter, daß mir die Ohren

dröhnten. »Ich werde euch kleinen Bastarden schon die Flötentöne beibringen«, fauchte er. Er schlug wieder zu und packte mich beim Genick, daß ich mich nicht rühren konnte.

»Laß ihn los, Tony, ich möchte mir die Schuhe putzen lassen«, tönte eine ruhige, angenehme Stimme aus einer der Nischen an der Wand.

Der Barmixer und ich drehten uns beide um. Ich weiß nicht, wer von uns überraschter war. Ich sah einen schlanken, gutaussehenden Mann von etwa fünfunddreißig oder vierzig Jahren in einer der Nischen. Er trug einen dunkelgrauen Anzug, einen eleganten schwarzen Hut und glänzende schwarze Schuhe. Seine grauen Augen waren halb geschlossen, und ein dünner Schnurrbart zierte seine Oberlippe. Weiße, glänzende Zähne leuchteten aus einem dunklen, scharfgeschnittenen Gesicht. Es war Silk Fennelli.

Der Barmixer räusperte sich. »Wie sie wünschen, Mr. Fennelli.« Er ließ mich los und ging wieder hinter die Theke.

Ich wischte mir das Gesicht am Ärmel ab und ging mit meinem Kasten auf die Nische zu. Es saßen noch zwei andere Leute dort: ein junger, gutgekleideter Mann und eine gutaussehende Frau.

»Ich kann Ihre Schuhe nicht putzen, Mister«, sagte ich.

»Warum nicht?« fragte Fennelli.

»Die schwarze Politur ist ausgelaufen und liegt auf dem Boden«, sagte ich.

Er langte in seine Tasche, holte eine Brieftasche hervor, nahm einen Fünf-Dollar-Schein heraus und hielt ihn mir hin. »Da, besorg dir neue«, sagte er.

Ich betrachtete erst den Schein, dann Fennelli und marschierte wortlos zur Tür. Beim Hinausgehen hörte ich, wie Fennellis Begleiter sagte: »Fünfundfünfzig gegen hundert, daß der Bengel nicht zurückkommt, Silk.«

Silk Fennelli lachte. »Gemacht!«

»Ich glaube nicht, daß er je in seinem Leben soviel Geld gesehen hat«, meinte die Frau.